

sehr sich in der letzten Tiefe die Fragen zwischen Juden und Christen mit eigenen Fragen der christlichen Theologie berühren, beweist allein schon das in der Diskussion angeschnittene Problem des Christusverständnisses, das sich mit den beiden Begriffen umschreiben läßt: „Historischer Jesus“ und „Christus des Glaubens“.

Die Tagung war ein Anfang neben vielen anderen erfreulichen Ansätzen der Gegenwart. Ihre Fragestellung darf uns Christen nicht zur Ruhe kommen lassen — nicht nur wegen des Schweren, das in Deutschland hinter uns liegt. Es geht um ein wesentliches Element des Selbstverständnisses unserer gläubigen Existenz.

Dr. Karl Forster, Direktor
der Katholischen Akademie in Bayern

15/6 Die Juden in Deutschland

Mit freundlichem Einverständnis der Schriftleitung bringen wir den folgenden Beitrag als Vorabdruck aus der *„Herder-Korrespondenz“*, Jahrgang XVIII.

Die jüdische Niederlassung in Deutschland unterscheidet sich heute unüberschaubar von den übrigen Diasporaniederlassungen der jüdischen Volksgemeinde. Man kann diese Unterschiedlichkeit an zahlreichen und sehr verschiedenartigen Phänomenen feststellen. Man wird jedoch immer zu dem einen Ergebnis kommen, daß die Existenz der Juden in Deutschland als einer jüdischen Gemeinschaft in Frage gestellt ist. Diese Gemeinschaft scheint allein schon wegen ihrer Überalterung, aber auch wegen des fortschreitenden religiösen Verfalls zum Aussterben verurteilt.

Nach der systematischen Ausrottung der deutschen und europäischen Juden sind nur noch wenige Juden bereit gewesen, sich in Deutschland niederzulassen. Deutschland ist allein als geographischer Ort einer jüdischen Niederlassung den meisten Juden unerträglich, und die Lebensbedingungen in Deutschland sind nicht geeignet, eine jüdische Niederlassung zu ermutigen. Analog könnte man hier Spanien anführen, über welches nach der Vertreibung und der blutigen Verfolgung durch die Inquisition der Bannfluch verhängt wurde, wo sich bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts überhaupt keine Juden mehr niederließen und wo es auch heute noch keine nennenswerte jüdische Bevölkerung gibt.

Eines scheint heute gewiß zu sein: Die Symbiose zwischen Juden und Deutschen, die auch für das Judentum so fruchtbar gewesen ist, hat endgültig aufgehört. Daß ein deutsches Judentum je wieder die Bedeutung erhalten könnte, die es bis zum Jahre 1933 hatte, ist auch für alle Zukunft nicht denkbar. Inzwischen haben sich nämlich nicht nur die jüdischen Zentren nach den USA und Israel verlagert. Vielmehr noch scheint die Zeit der Kultursymbiosen überhaupt vorbei zu sein. Eine kulturelle und zivilisatorische Assimilation wird sich vor allem auf nationaler Ebene vollziehen, voraussichtlich als Teil der kulturellen Angleichung und Nivellierung, an der heute fast alle Völker beteiligt sind.

Nicht weniger erschwerend für das Gedeihen einer jüdischen Niederlassung in Deutschland wirkte die Staatsgründung in Israel. Durch diese hat sich die Exilsituation des jüdischen Volkes entscheidend verändert. Es wird zwar auch in Zukunft eine jüdische Diaspora geben müssen, aber Israel ist als Land der Niederlassung eine wirkliche Alternative zur Diasporalexistenz, und zwar nicht nur materiell, sondern auch moralisch. Man kann aus materiellen Gründen eine Niederlassung in den USA vorziehen, aber es ist für einen Juden keineswegs einfach, sich dem moralischen Anspruch Israels zu entziehen, daß es heute kein Jude mehr nötig hat, sich in Deutschland niederzulassen, solange es in Israel Platz für ihn gibt (und gerade der materielle Vorteil, den viele Juden in Deutschland suchen, wird den Zurückkehrenden besonders angelastet). Dieser Anspruch wirkt moralisch auch auf jene Juden, die in keiner Weise Zionisten sind. Der Anspruch wirkt aber noch weiter, denn der israelische Staat verlangt als nationaler und kultureller Mittelpunkt des jüdischen Volkes anerkannt zu werden. Sicherlich vermag sich die angelsächsische Diaspora

dank ihrer materiellen und geistigen Prosperität diesem Anspruch gegenüber zu behaupten. Für die deutsche Niederlassung ist dies, wie es sich auch in der Praxis erweist, kaum möglich.

Bevölkerungs- und Sozialstruktur der Juden in Deutschland
Die jüdische Bevölkerung Deutschlands zählt heute etwa 25 000 Seelen und ist so auf ca. 5 Prozent des Standes von 1933 (499 682) gesunken. Man rechnet damit, daß ca. 15 000 Juden die Verfolgung in Deutschland selbst überstanden haben. Ein großer Teil dieser Überlebenden hat in Mischehen gelebt und war so der Vernichtung entgangen, ein geringerer Teil (in Berlin waren es 18 Prozent) hat in Deutschland die letzten Jahre des Krieges versteckt oder mit gefälschten Papieren überstanden. Hinzu kommen die Überlebenden des Lagers Theresienstadt und die wenigen, die in anderen Vernichtungslagern überlebten. Von all diesen hatten die meisten vor der Verfolgung dem Judentum fern gestanden. Was sie nach dem Krieg zu Juden machte, waren weder religiöse noch nationale Überzeugung, sondern das gemeinsame Schicksal der Verfolgung und des Ausgestoßenseins. Der größte Teil der Überlebenden war verarmt und konnte nach 1945 nicht mehr in die einst erlernten Berufe zurückkehren (in Köln z. B. waren 1946 = 60 Prozent der Juden Wohlfahrtsempfänger). 1945 wurden in Deutschland unter 15 000 Überlebenden nurmehr 90 Rechtsanwälte und weniger als 20 Ärzte gezählt, Berufe, die für das jüdische Bürgertum typisch gewesen waren. (Für die Zahlen vgl. „Maor“ Der Wiederaufbau der Gemeinden in der Bundesrepublik, Germania Judaica 1963 NF 5 H.; und Herder-Korrespondenz, 14. Jhg. 1959, S. 74 ff.).

Die meisten der heute in Deutschland lebenden Juden finden ihr oft nur sehr bescheidenes Auskommen (die Rentner vor allem dank der Wiedergutmachungsleistungen). Der ungünstige Aufbau der Alterspyramide spiegelt sich in der Statistik wider. Von 100 Juden sind etwa 35 erwerbstätig (1933: 50), 25 Rentner (1933: 16), 40 Angehörige ohne eigenes Einkommen (1933: 34). Von den Erwerbstätigen werden etwa 70 % Selbständige in „Handel und Verkehr“ angenommen, 15 % Angestellte und Beamte und 4 % Arbeiter (1933: 8 %). Ende Juli 1963 stellte der Vorsitzende des Bundestags-Wiedergutmachungsausschusses fest, daß die Gruppe, deren Lebensstandard ständig gesunken sei, die NS-Verfolgten sind [s. u. S. 111]. Man müßte in Zukunft verhindern, daß NS-Verfolgte noch im Elend lebten. Anm. d. Red. d. FR.]

Von der Restgruppe der Überlebenden traten nach Maors Schätzung (Germania loc. cit.) nur 6000—8000 den neu gegründeten jüdischen Gemeinden bei. Nach der gleichen Schätzung dürften bis heute ca. 3000 dieser Überlebenden verstorben sein, so daß es in den jüdischen Gemeinden Deutschlands bestenfalls noch 5000 von den in Deutschland überlebenden Juden gibt [s. o. S. 30].

Eine Änderung der Situation der jüdischen Gemeinden in Deutschland ergab sich durch den Durchzug jüdischer D.P.'s aus Osteuropa (vgl. Herder-Korrespondenz loc. cit.). Für diese D.P.'s war Deutschland nur ein Durchgangsland. Da sich aber die Weiterwanderung über mehrere Jahre hinzog, haben viele von ihnen neue Existenzgründungen vorgenommen. Diese Gruppe bildete dann jenen Zuwachs, dessen die jüdischen Gemeinden dringend bedurften. Mit den osteuropäischen Juden verbesserte sich die Altersstruktur erheblich, da diese überwiegend jüngere Menschen waren, die nach dem Krieg Familien gegründet hatten. Der Männerüberschuß unter den D.P.'s führte allerdings auch zu einer Vermehrung der Mischehen: Bis 1950 hatten 1000 D.P.'s nichtjüdische Frauen geheiratet. Der Zugang jüdischer D.P. in den Gemeinden wird mit ca. 6000 Personen angenommen.

Der Zustrom der Ostjuden verstärkte das religiöse Element in den Gemeinden und führte auch zu einer neuen „Judaisierung“. Während ein großer Teil der jüdischen Juden so weit assimiliert gewesen war, daß ihre Selbstidentifikation mit dem deutschen Volke („Deutsche Staatsbürger mosaischer Konfession“) nur gewaltsam zerstört werden konnte; hatten die Ostjuden dagegen auch als ethnische Gruppe niemals aufgehört, Juden zu sein.

Setzt man die Zahl der in Deutschland überlebenden Juden mit 5000 an, die der D.P. mit 6000, dann ergibt sich, daß die Zahl der Rückwanderer, also solcher Juden, die bis spätestens 1944 emigriert waren und nach dem Krieg zurückkehrten, nicht mehr als die Hälfte aller in Deutschland lebenden Juden ausmachen kann, also weniger als 4 Prozent der 270 000 Juden, die Deutschland als Auswanderer bzw. als Flüchtlinge verlassen haben (von diesen wäre jedoch noch die Summe jener abzuziehen, die auch noch außerhalb Deutschlands der Verfolgung zum Opfer fielen). Nach einer Erhebung in 50 jüdischen Gemeinden wurden für 5580 Remigranten (oder 86,7 Prozent der Rückwanderer), die von 1955 bis 1959 nach Deutschland zurückkehrten, 36 Herkunftsländer festgestellt. 3214 oder 63 Prozent kamen aus Israel [vgl. FR XIV, S. 18 r.]. Der Altersaufbau der jüdischen Bevölkerung ist der typische Aufbau einer sehr schnell aussterbenden Gemeinschaft:

	Jüd. Gemeinden 1928	Jüd. Gemeinden 1959 in Prozent	Modell eines stat. Alters- aufbaus
0—20 J.	25,9	14,2	33,0
21—40 J.	31,1	19,8	30,0
41—60 J.	27,7	37,8	25,0
über 60 J.	15,3	28,2	12,0
	100,0	100,0	100,0

Die Ursachen dieser Überalterung sind die Auswirkung der Judenverfolgung im allgemeinen, bei der Kinder die geringsten Überlebenschancen hatten, und das hohe Alter vieler Rückwanderer. Zudem können sich viele jüngere Menschen nicht entschließen, in Deutschland zu bleiben, und verlassen das Land wieder, sobald sich ihnen eine geeignete Gelegenheit hierfür bietet.

Neben den Personenkreis, der jüdischen Kultus- oder Synagogengemeinden angehört, leben in Deutschland mehrere tausend Juden, ohne einer Kultusgemeinde anzugehören. In den 500 Orten, in denen heute deutsche Juden leben, gibt es nur etwa 80 Synagogengemeinden. Viele Ostjuden und viele israelische Juden schließen sich keiner Kultusgemeinde an, weil sie diesen Typ der Gemeinde nicht kennen oder ihm fernstehen. Ausländische Juden betrachten ihren Aufenthalt in Deutschland auch dann als vorübergehend, wenn sie für Jahre im Lande bleiben, und treten daher keiner Gemeinde bei. Schließlich gibt es noch eine Anzahl Juden, die es scheuen, sich in Deutschland als Juden zu deklarieren. Alle diese Personen werden von den ohnehin nur zögernd durchgeführten Gemeindestatistiken nicht erfaßt. Ihre faktische Zugehörigkeit zur jüdischen Volksgemeinde wird dadurch nicht beeinträchtigt, da die Kultusgemeinden immer ein freier Zusammenschluß sind und nicht etwa ein bestimmtes Glied in einer hierarchisch geordneten Volksgemeinde, für die es im nach-exilischen Judentum gar keine sichtbare Struktur mehr gibt. Die Zahl dieser Juden in Deutschland wird mit ca. 7500 angenommen.

Die religiöse Situation

Die Kristallisationspunkte des jüdischen Lebens in Deutschland sind auch heute noch die Kultus- und Synagogengemeinden. Die Zugehörigkeit zu einer solchen Gemeinde ist die einzige Möglichkeit, die ein Jude heute hat, um sich als Jude mit dem Judentum zu identifizieren. So kommt es, daß viele Juden, die man eher als Agnostiker bezeichnen möchte, zur Kultusgemeinde gehören oder sogar an ihren Aktivitäten teilnehmen, weil sie sonst in Deutschland jeden Kontakt zur jüdischen Gemeinschaft verlieren würden. Zugehörigkeit zu einer zionistischen Vereinigung oder die israelische Staatsangehörigkeit kann dies nicht ersetzen. Allein in Israel können Juden jede Beziehung zu einer Kultusgemeinschaft lösen, ohne Gefahr zu laufen, auch ihre ethnische Identität zu verlieren (wobei zu bemerken wäre, daß alle israelischen Juden ipso facto Mitglieder der Kultusgemeinschaft sind, vgl. Herder-Korrespondenz, 12. Jhg., S. 35 ff.).

Ihrer Natur nach war die Kultusgemeinde immer auch Interessengemeinschaft, denn die Gemeinde hatte dem einzelnen auch jenen Schutz zu gewähren, ohne den er als Jude in einer fremden Umgebung nicht existieren konnte. So ist es denn auch verständlich, daß die Kultusgemeinde in Deutschland heute für den einzelnen nicht nur ein Zusammenschluß zwecks Ausübung eines gemeinsamen Gottesdienstes (im weitesten Sinne des Wortes) ist, sondern zugleich eine Schutz- und Interessengemeinschaft der in Deutschland lebenden Juden. Sie erfüllt für den Juden heute nicht nur eine religiöse, sondern auch eine kulturelle Funktion, was in dem Maße an Bedeutung gewinnt, als zwischen der ethnischen und der religiösen Gemeinschaft zuweilen differenziert wird. Mehr aber noch als sonst ist die jüdische Gemeinde heute in Deutschland eine Schicksalsgemeinschaft. Die Emanzipation der Juden und die folgende Assimilation hatten die Kultusgemeinde wenigstens dem Schein nach zur Religionsgemeinschaft werden lassen, die den religiösen Bedürfnissen einer religiösen Minderheit genüge, welche wirtschaftlich und kulturell in ihrer Umwelt aufging. Die Judenverfolgung brachte auch nach ihrem Ende in diesen Gemeinden Menschen zusammen, die sich fast freiwillig von einer Umwelt abschlossen, welche sie einst gewollt oder gezwungen aus jeder menschlichen Gemeinschaft ausgeschlossen hatte. Faktisch — die Ausnahmen mögen die Regel bestätigen — war und ist das gegenseitige Vertrauen zwischen Juden und Nichtjuden in Deutschland zerstört, so daß eine unbefangene menschliche Gemeinschaft nur noch zwischen Juden möglich war.

Das Gefälle der religiösen Praxis von der Orthodoxie bis zum Beerdigungsjudentum ist in Deutschland vielleicht günstiger als in anderen Diasporaländern, weil hier noch sehr viele Juden den Kultusgemeinden angehören dürften, die in anderen Ländern nicht einmal eine nominelle Zugehörigkeit zum Judentum aufrechterhalten würden. Zuverlässige Angaben über den Stand der religiösen Praxis sind allerdings kaum zu erhalten. Die Zahlen, die der Spiegel beibringt (Spiegelreport über die Juden in Deutschland, Der Spiegel 17/31, 31. 7. 1963), sind in sich selbst so widerspruchsvoll, daß sie unglaublich erscheinen. Wenn sich etwa 10 Prozent der Juden in Deutschland tatsächlich an die Speisegesetze halten sollten, und gerade die nur unter Bewachung zu haltenden Speisegebote sind ein zuverlässiger Maßstab für die Orthodoxie, und wenn man in dem gleichen Bericht lesen kann: „Die Mehrheit der Juden in Deutschland beschränkt sich darauf, Schweinefleisch nicht gerade in der Öffentlichkeit zu essen“, wird man dazu neigen, dies eher für eine optimistische Übertreibung zu halten. Der Gottesdienstbesuch am Sabbath ist bei den spezifischen Großstadtverhältnissen kein sicheres Kriterium. Nach dem „Spiegel“ nehmen in Hamburg etwa 40 von 1400, in München 100 von 2400 Juden regelmäßig an den Sabbathgottesdiensten teil. Setzt man nun die Zahl der orthodoxen Juden mit 10 Prozent an, dann wäre zu fragen, welche Gottesdienste diese besuchen. Die Zahl für München kann ohnehin nur für die Synagogengemeinde und ganz gewiß nicht für die ultraorthodoxen Gebetszirkel zutreffen, die es in München gibt und deren Mitglieder wenigstens zwei von den drei vorgeschriebenen Tagesgottesdiensten in einer Beter-Gemeinde abhalten dürften.

Wie bei allen weitverstreuten Diasporagemeinden bilden die Mischehen bei den Juden in Deutschland ein besonderes Problem. Nach jüdischem Recht müßte der nichtjüdische Partner der jüdischen Religionsgemeinschaft beitreten, wenn die Ehe nicht als Konkubinat und die Kinder nicht als unehelich gelten sollen. Die Nachkommen dieser nichtjüdischen Mütter können auch nicht mehr als Juden gelten, wenn sie nicht selbst in den Bund aufgenommen werden (vgl. Herder-Korrespondenz, 15. Jhg., S. 219. Nur manche Reformgemeinden in den USA dulden auch Mischehen zwischen jüdischen und nichtjüdischen Partnern, ohne daß der nichtjüdische Teil zum Judentum übertritt). Zwei Drittel aller von Juden geschlossenen Ehen in Deutschland sind Mischehen. Leider konnten wir nicht erfahren, wie viele davon nach jüdischem Recht geschlossen wurden. Die Gemeinden zeigen sich, wie es scheint, recht wehrzig, und es bedurfte erst des heftigen Protestes der ost-

jüdischen Gemeindemitglieder, um zu verhindern, daß Juden, die in „illegitimen“ Mischehen leben, nicht mit Gemeindeämtern betraut werden. In der Praxis müssen sich viele junge Juden ins Ausland begeben, um einen jüdischen Ehepartner zu finden (zur Zeit leben in Deutschland 2300 unverheiratete jüdische Frauen und 2600 unverheiratete Männer im Alter von 16 bis 40 Jahren).

Es gibt in Deutschland keine einzige Ausbildungsstätte mehr für jüdische Religionslehrer, Rabbiner oder Vorbeter. Der Religionsunterricht, zu dem ja vor allem auch ein wenigstens elementarer Unterricht in der hebräischen Sprache gehört, wird von 52 Lehrern aus Israel versehen. Ein geregelter jüdischer Religionsunterricht ist allerdings bei den weitverstreuten Gemeinden nur für einen Teil der Kinder und Jugendlichen möglich.

Die Existenz eines jüdischen Staates in Israel führte bei vielen deutschen Juden zu einer gewissen Bewußtseinsverschiebung. Das Land Israel ist für die jüdische Tradition und für das religiöse Bewußtsein immer noch ein Ort des Heils. Auch im religiösen Sinne ist der Aufenthalt in diesem Lande für einen Juden verdienstvoll, und in der Liturgie ist die Wiedergewinnung des Landes so wie das Ende des Exils Inhalt zahlreicher Gebete. Für die jüdische Diaspora ist der jüdische Staat ein Teil des nationalen Selbstbewußtseins geworden, auch bei jenen, die keineswegs die Absicht haben, sich in Israel niederzulassen. In der religiösen Erziehung, die ja in Deutschland auch noch von israelischen Lehrern besorgt wird, wird heute sowohl ein jüdisches als auch ein israelisches Bewußtsein bei den Kindern und Jugendlichen gefördert. Das ist bei einer wohlverstandenen jüdischen Erziehung unumgänglich, denn das Judentum hört im allgemeinen dort auf, noch Judentum zu sein, wo der Diasporajude das Faktum des jüdischen Exils vergißt. Nur haben heute außerhalb Israels nur noch wenige orthodoxe Juden den Mut zu sagen, daß das Exil kosmische Ausmaße hat und nicht durch eine bloße Landnahme und Staatsgründung beendet werden kann. Für die jüdische Jugend und auch für viele Erwachsene wird Israel auch als Staat zum Teil eines oft ganz unangemessenen religiösen Bewußtseins oder aber zu einer Ersatzreligion: Man ist Jude auch von Religions wegen, fühlt sich aber dem Volk verpflichtet, das man als Nation in Israel verkörpert sieht. Der erklärte Wunsch des israelischen Staates, Israel wieder zum Mittelpunkt auch des Religionsvolkes und der Diaspora zu machen, wird so bei vielen Juden in Deutschland zuerst verwirklicht. Die geistige und menschliche Entwurzelung des deutschen Juden kann, wenn überhaupt, nur durch eine israelische Orientierung kompensiert werden.

Das Leben in der deutschen Umwelt

Es ist das erklärte Ziel der verantwortlichen Leiter der jüdischen Gemeinden in Deutschland, das Leben der Juden in Deutschland nach Möglichkeit zu normalisieren, so daß die Juden in diesem Lande aufhören, eine besonders geschützte oder moralisch privilegierte Gruppe zu sein, und zu Staatsbürgern werden wie alle anderen auch. Dieser Wunsch, dessen Erfüllung Deutschen und Juden zum Wohle wäre, wird leider für die nächsten Jahrzehnte ein Wunsch bleiben müssen. Der Unbefangenheit und Selbstverständlichkeit des Zusammenlebens sind Deutsche und Juden heute in gleicher Weise unfähig — womit keineswegs bezweifelt werden soll, daß sich vieles zum Besseren ändern ließe.

Die Erfahrung zeigt, daß das Zusammenleben von Juden und Deutschen in Deutschland auf die Dauer keineswegs leichter oder einfacher wird. Die psychischen Auswirkungen der Verfolgung beginnen sich erst jetzt voll zu zeigen. Erst nach Jahren, nachdem die Gefahr und ihre unmittelbare Auswirkung überwunden wurden, wurden sich viele Juden der Tatsache des eigenen Überlebens voll bewußt und ermessen an der Ungeheuerlichkeit dessen, was geschehen ist, das Ungewöhnliche ihres eigenen Überlebens, das nun eben nur noch ein Überleben ist und nicht mehr ein selbstverständliches Dasein. Man kann wohl sagen, daß heute fast alle europäischen Juden, die in irgendeiner Weise von der Verfolgung berührt wurden, unter einem Überlebenstrauma leiden. Dieses ist

vermutlich die Ursache der meisten sogenannten psychischen Spätschäden der Verfolgung, die erst in den letzten Jahren näher erforscht wurden [vgl. o. S. 30. Anm. d. Red. d. FR]. Diese Schäden können z. B. bei mitteleuropäischen Juden, die schon 1933 auswanderten, zu gleichen Krankheitserscheinungen führen wie bei solchen, die in Auschwitz ihre nächsten Familienangehörigen untergehen sahen. Die Folgen dieses Traumas zeigen sich vereinfachend dargestellt darin, daß ein normales und selbstverständliches Weiterleben innerhalb einer Gesellschaft, in der man das Dasein als gegeben hin nimmt, nicht mehr möglich ist. Besonders akut können die Folgen dieses Traumas in Deutschland werden, wo man den Mördern in der Straßenbahn begegnen kann, wie es ein polnischer Jude sagte: Wenn ich auf der Plattform einer Straßenbahn stehe und Menschen berühre, wie soll ich da wissen, ob da nicht solche sind, die mitgemordet haben.

Dieses Mißtrauen ist keineswegs Ausdruck einer totalen Ablehnung. Dahinter steht oft die Suche nach einem noch menschlichen und vertrauenswürdigen Rest, nach Menschen, denen diese überlebenden Juden nicht noch unbequemer sind als die noch lebenden Mörder. So heißt es z. B. in einem Aufsatz „Wir und die Deutschen“ (Mitteilungsblatt des Irgun Olej Merkaz Europa XXXI, 23 Tel Aviv 7. 6. 1963): „Wir hier in Israel, die wir uns nach der gewaltsamen Austreibung aus unserer früheren Heimat in unserem Lande neu verwurzelt haben, treten den Deutschen, wo immer wir ihnen begegnen... als gleichberechtigte Freie gegenüber. Aber wir spüren deutlich, daß — von Ausnahmefällen abgesehen — in dieser Generation eine unbefangene Beziehung zu den Deutschen nicht möglich ist... Und doch ist klar, daß der bestehende Zustand... auf die Dauer unhaltbar ist. Die offiziellen Beziehungen müssen allmählich auch zu menschlicher Annäherung führen.“

Die Befangenheit gerade jenes Teils der deutschen Bevölkerung, der sich ihr machtloses Zusehen als Schuld eingesteht, ist nicht geringer. Jede Begegnung mit einem überlebenden Juden wird zur Herausforderung einer meistens nicht ganz wahren Unschuldsbeteuerung oder eines Mitleids, das in dem Moment, da es gezeigt wird, nicht mehr glaubhaft ist. Der Wunsch, sich menschenfreundlich zu erweisen, führt zu einem sogenannten Philosemitismus, dessen Äußerungen oft taktlos und beleidigend sind. Ein unbefangenes Zusammenleben wäre eben doch nur zum Scheine möglich, wenn beide Teile sich damit begnügten, nicht über das zu sprechen, was sie bedrückt. Ob allerdings Schweigen und vorgetäuschte Unbefangenheit das Zusammenleben erleichtern werden, ist doch mehr als zweifelhaft [s. u. S. 111].

Schließlich sollte nicht der tatsächlich vorhandene Judenhaß übersehen werden, der in seiner mildesten Form gerne als Gedankenlosigkeit apostrophiert wird. Man hat sich an die normalen Spannungen zwischen bestimmten Bevölkerungsgruppen so sehr gewöhnt, daß man es nicht zur Kenntnis nehmen will oder kann, daß sehr weite Teile gerade des deutschen Kleinbürgertums, also ein erheblicher Teil der Bevölkerung, antisemitisch, wenn nicht eingestellt, so doch gestimmt ist. Weitgehend ist dies nur ein sogenannter Schuldantisemitismus; der sich in Fragen äußert wie etwa: Warum wird uns etwas angelastet, wovon wir nichts gewußt haben (wollen)? Und worauf die stillschweigende Antwort folgen kann: Also sind die Juden doch unser Unglück. Der geringste Vorwurf, den man hören kann, ist wohl der, daß die Juden augenscheinlich nicht vergessen und nicht vergeben wollen — wo es in Wirklichkeit doch gar keine subjektive Schuld gibt. Es sind dies oft dieselben Leute, die „gedankenlos“ davon reden können, daß es bedauerlich ist, daß nicht alle Juden vergast wurden oder wenigstens einige mehr, wenn ihnen ein Jude nicht gefällt. Darüber hinaus rechnet man heute wohl zu Recht mit 10 Prozent aufrechter Antisemiten, von denen vielleicht nicht alle zu morden bereit sind, die aber durchaus noch passable Wegschauer abgeben könnten.

Zu gelegentlichen Täuschungen mag der Umstand führen, daß viele Deutsche zwar keine Juden mögen (wobei viele Juden immer entgegen werden, daß man sie nicht unbedingt lieben muß), die aber beachtliche Sympathien für Israel als

einem jüdischen Staat zeigen. Diese Sympathien können recht fragwürdig sein. So berichtet z. B. Schalom Ben Chorin aus einem zufälligen Gespräch mit einem Mann, „der in Rußland seine Pflicht getan hat“: „Vor allem aber imponierte ihm (wie so vielen anderen) Israels siegreiche Haltung gegenüber den Arabern.“ Man könnte stellvertretend für hunderttausend ähnliche Gespräche hier weiter zitieren: „Glauben Sie, daß den Juden kein Unrecht geschehen ist? Bestimmt, bestimmt... ein furchtbares Unrecht. Ich stamme aus einer deutschnationalen Familie, aber in meinem Elternhaus gab es keinen Antisemitismus. Was den Juden angetan wurde, ist nicht wieder gutzumachen. Man kann aber nicht Tag und Nacht davon reden, sondern muß etwas Positives an Stelle der Schulbekenntnisse setzen... Gesellschaftsreisen nach Israel... Man sollte mehr von Israel im Fernsehen bieten... und weniger von den hiesigen Juden. Uns interessieren mehr die Sitten und Bräuche in anderen Ländern...“ (Jedioth Chada-schoth, Tel Aviv, vom 22. 2. 1963). Die Sympathie für Israel ist oft genug nur ein Alibi: dem Sieger und dem Erfolg gegenüber braucht sich niemand schuldig zu fühlen — wenigstens solange nicht, bis er in Israel mit einer anderen Möglichkeit konfrontiert wird.

Es ist unter diesen Umständen nicht gerade erstaunlich, daß das Vertrauen der Juden zu ihrer deutschen Umwelt oft nur sehr gering ist. Es geht nicht darum, wie virulent oder gefährlich oder heilbar der deutsche Antisemitismus ist. Was jeder Jude in jedem anderen Land gelassen und als beinahe natürliche Erscheinung hinnimmt, ist in Deutschland unmöglich. Es gibt auch kaum einen verantwortlichen deutschen Politiker, der den Mut hätte, den Antisemiten jene Narrenfreiheit zu gewähren, die ein gesundes Verarbeiten der noch bestehenden antisemitischen Komplexe erlauben würde. Dennoch hat man sich inzwischen auch hier erstaunlich gut an jenen Alltagsantisemitismus gewöhnt, wie etwa das gelegentliche Umwerfen von Grabsteinen, Schmierereien, pathologische Droh- und Schmähbriefe.

Das Verhältnis bessert sich auch bei den Jugendlichen nicht wesentlich, die selber nur die Verfolgung von ihren Eltern her kennen (und auch bei jenen nicht, die selber nicht schuldig sind). Gewiß benehmen und fühlen sich junge Israeli, die zur Ausbildung in Deutschland weilen, recht selbstsicher, nicht zuletzt deshalb, weil sie in einem Land aufgewachsen sind, in dem es selbstverständlich ist, Jude zu sein (und in dem manche glauben, daß es genüge, sich schlicht einen „Israeli“ zu nennen). Die Sicherheit schwindet aber oft nach einiger Zeit, wenn diese jungen Menschen einmal der Tatsache der stillschweigenden Abneigung und des Mißtrauens gegenüberstehen und dieser als Fremde, wenn schon nicht ohne Würde, so doch letztlich wehrlos gegenüberstehen.

Die Kinder der Juden in Deutschland, die dauernd in Deutschland leben, leiden oft nicht weniger an den Folgen der Schrecken und des Überlebens als die Eltern, mit dem Unterschied allerdings, daß sich die Jungen nach innen und außen wehren. Es gibt zwar kaum eine Jugendkriminalität, aber die Zahl der schwer erziehbaren Kinder liegt erheblich über der Norm, sie werden, wie es ein Psychologe ausdrückte, „in der Krise ihrer Persönlichkeitsentwicklung zwischen zwei Welten hin- und hergerissen. Viele reagieren mit einem neurotischen Leistungsver-sagen und mit den Symptomen einer tiefen existentiellen Angst“ (Dr. G. Biermann nach Der Spiegel loc. cit.). Deutsche Jugendliche sind dagegen wirklich unbefangener, sie können sich zu Recht frei von Schuld fühlen. Aber wie viele leiden nicht doch unter der Schuld der Eltern, sobald sie sich mit dem, was geschehen ist, auseinandersetzen müssen?

Es lohnt sich, den Bericht eines jungen Juden zu lesen, der mit seinen Eltern aus Israel zurückkehrte und hier eine deutsche Schule besuchte: „... Wenn nun diese Jugendlichen einem jüdischen Jungen begegnen, so ordnen sie ihn sofort in ihre Israelvorstellung ein, auch wenn der betreffende junge Jude außer dem Umstand, daß er Jude ist, nichts mit dem Land Israel verbindet. Sobald es aber offenbar wird, daß es sich um einen Juden handelt, der ohne Bindung zu Israel steht, d. h. ohne den Rückhalt von Land und Heimat, wechselt die Stimmung und die alte ererbte Vorstellung vom Juden drängt

nach vorne“... „Es mag sich manches geändert haben bei der deutschen Jugend — in einer Beziehung ist alles unverändert geblieben: Im Verhältnis zu den Juden... Doch allein die Tatsache, daß kein normales Verhältnis existiert, genügt, um der deutschen Jugend einen Vorwurf zu machen (Germania Judaica loc. cit. S. 13).

Rückkehr nach Deutschland

Unterzieht man die Situation der Juden in Deutschland einer unvoreingenommenen Prüfung, dann wird man zu dem Schluß kommen müssen, daß eine Rückkehr nach Deutschland für die meisten eine kaum zumutbare Belastung darstellt, auch dann, wenn die Existenz der Zurückkehrenden materiell gesichert wäre — was trotz Wiedergutmachung keineswegs immer der Fall ist. Bei den 7000, die dennoch zurückkehrten, wird man fast immer Rückkehrmotive finden, die erkennen lassen, daß die Rückkehr nur selten die Folge eines freien Entschlusses ist, des Entschlusses, wieder in der früheren Heimat zu leben, unter Menschen, die man einst als Freunde und Nachbarn geschätzt hat, und der Vergangenheit ganz einfach die Stirn zu bieten, weil niemand das Recht hat, den — wenigstens einst — angestammten Ort streitig zu machen.

Gewiß gibt es auch heute noch viele deutsche Juden, die an ihrer Heimat hängen. Ihnen, denen diese Heimat doch nie ganz selbstverständlich war, bedeutete Deutschland oft viel mehr als den Deutschen selber. Dennoch kehren von diesen nur ganz wenige zurück, weil sie erkennen mußten, daß es das Deutschland ihrer Erinnerung nicht mehr gibt — oder vielleicht niemals gegeben hat, denn die deutschen Juden zeichneten sich gerade dadurch aus, daß sie die Realitäten in ihrer eigenen Umwelt ignorierten und sich Fiktionen vom deutschen Geist und deutscher Kultur hingaben. Der bei weitem überwiegende Teil der Remigranten kehrt zurück, weil sie außerhalb Deutschlands mit wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, die sich in Deutschland leichter lösen ließen. Viele der aus Israel zurückkehrenden Juden sind alte Menschen, die hier nun ihre Renten verzehren wollen, deren Wert durch einen ungünstigen Umrechnungskurs unangemessen geschmälert wurde. Manche kommen hierher, um sich langwierigen Heilbehandlungen zu unterziehen. Viele schließlich leben hier, weil sie nicht mehr die Kraft finden, noch einmal auszuwandern. Die wenigsten leben in Deutschland, weil sie noch einen Sinn darin erkennen, in Deutschland wieder eine neue jüdische Gemeinschaft aufzubauen.

Es ist sicherlich falsch, anzunehmen, daß die Diffamierung und Isolierung der Juden, die nach Deutschland zurückkehren, eine erhebliche Rolle spielt. Gewiß gibt es israelische Juden, die ihre israelische Staatsangehörigkeit nicht aufgeben, und solche, die ihre Rückkehr als vorübergehend tarnen. Aber es gibt ja auch nicht viele Rückwanderer, die ihrer Sache so sicher sind, daß sie ihre Rückkehr als wirklich endgültig anzusehen wagen. Die tatsächlichen Hindernisse sind in jedem Fall die allgemeinen Umweltverhältnisse in Deutschland. Der Zentralrat der Juden in Deutschland empfiehlt aus eben diesem Grunde eine solche Rückwanderung nicht, auch wenn er sie nicht hindert und sogar mit der Möglichkeit rechnet, daß Juden einmal gezwungen sein könnten, sich in Deutschland niederzulassen. Es zeugt durchaus von Realismus, wenn der Generalsekretär des Zentralrates der Juden in Deutschland in einem Interview erklärte: „Ich bin der Meinung, daß die Bundesrepublik so gestaltet werden sollte, daß hier Juden als Juden leben könnten...“ (Der Spiegel loc. cit.). Mehr kann kaum getan werden, und es ist eigentlich eine deutsche und nicht eine jüdische Angelegenheit, dafür zu sorgen, daß die, die zurückkehren wollen, dies unter angemessenen Bedingungen tun können. Ob und wie viele zurückkehren werden, ist dagegen eine Sache der einzelnen Juden. Wenn der Berliner Senator Arndt es im März 1963 für rügenswert fand, daß die Deutsche Bundesregierung sich bis heute noch nicht entschlossen hat, die in der Emigration lebenden Deutschen feierlich nach Deutschland zurückzurufen, so tat er dies sicherlich nicht ohne Kenntnis der geringen Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit einer solchen Rückkehr (vgl. auch Benno Reiffenberg „Noch zuweit fort“ in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung

vom 27. 3. 1963). Es ist gewiß nicht Sache einer deutschen Regierung, falsche Hoffnungen zu wecken — denn es sind nicht so viele, die eine Rückkehr der Vertriebenen tatsächlich wünschen —, aber es ist zweifellos Sache einer deutschen Regierung, ihre Bereitschaft zur Aufnahme der Vertriebenen zu zeigen — über jene selbstverständliche Möglichkeit der Rückkehr hinaus, die jedem Inhaber der deutschen Staatsangehörigkeit die Einreise in die deutsche Bundesrepublik gestattet.

15/7 a „Unser jüdischer Mitbürger gehört in unsere Mitte!“

Ansprache von Bundestagspräsident D. Dr. Eugen Gerstenmaier zur Eröffnung der Ausstellung „Monumenta Judaica“ in Köln am 14. Oktober 1963

Zum Fluche der verruchten Jahre gehört es, daß sie zumindest uns Deutsche nicht nur um den letzten Rest von Unbefangenheit mit dem Judentum gebracht haben, sondern daß sie auch — einem dunkelwogenden Rauchvorhang gleich — sich zwischen uns und die Geschichte, die große Geschichte des jüdischen Volkes geschoben haben. Zwar ist es wahr, daß es auch schon vor der Zeit, in der die Deutschen unter die Herrschaft der Mörder gerieten, Epochen gab, in denen alles andere als Unbefangenheit zwischen den Deutschen und den Juden — oder muß man sagen, zwischen Christen und Juden? — herrschte.

Der Antisemitismus ist alt. Er hat nicht selten, und nicht nur in Deutschland, in den vergangenen Jahrhunderten zu Mord und Totschlag, zu Vertreibung und Diskriminierung geführt. Aber unserem Jahrhundert und — Asche auf unser Haupt! — Deutschen blieb es vorbehalten, den Antisemitismus in seiner idiotischsten Gestalt, nämlich dem Rassenwahn, zu einem gnadenlosen Ausrottungssystem zu verwandeln. Die Gasöfen und Krematorien sind zwar seit 18 Jahren kalt und die Leidensstätten von einst sind zu Mahnmälern und Pilgerstätten geworden, aber der kalte Rauch von Auschwitz, Maidanek und anderen treibt noch immer durch unsere Tage. Keine Rede von bewältigter Vergangenheit! Wer soll, wer kann denn damit wirklich fertig werden? Müßten wir uns nicht mit der Erfahrung zufriedengeben, daß das schwere Schweigen, auf das wir in dieser Sache in Deutschland so oft stoßen, das Schweigen des ausweglosen, bedrängten Gewissen ist? Und müssen wir es nicht damit genug sein lassen, wiedergutzumachen, was eben wieder gutgemacht werden kann?

Ich glaube, damit so ungefähr getroffen zu haben, was viele Deutsche meinen und empfinden, wenn sie heute auf die Juden angesprochen werden. Ich weiß zwar auch — weil ich es erfahren habe —, daß es auch noch einige dreiste Gesellen in diesem Lande gibt, die so etwas für Selbstbeichtigung und Schmähung des deutschen Namens halten. Nun, sie sind zwar ärgerlich, aber belanglos. Charakteristisch für Deutschland im ganzen scheint mir jedoch zu sein, daß unser Blick nur selten und mit Mühe durch den Vorhang des großen Grauens hindurch auf das weite Feld der Geschichte und Geistesgeschichte des Judentums dringt.

Gewiß, da gibt es noch einige Grund- und Rahmenkenntnisse aus dem Religionsunterricht; und diese oder jene geschichtliche oder persönliche Erinnerung konnte auch von der massivsten antisemitischen Hetze des totalitären Staates nicht verborgen oder zerstört werden. Aber alles in allem: Die Distanz — oder um mit Scholem zu sagen — der Abgrund zwischen uns ist weit und tief geworden. Die Scham kann manches bewirken — aber Distanzen zu überwinden, ist ihr selten gegeben. Mit einiger Vorsicht und mit Bescheidenheit darf in unserer Zeit jedoch — wie mir scheint — auf zweierlei hingewiesen werden, was über die Scham hinausgeht. Das eine ist der beflissene Ernst, mit dem in Deutschland — soweit es frei ist — an der Woche der Brüderlichkeit festgehalten wird. Und das andere ist der wachsende Strom der deutschen Israelbesucher.

Israel fasziniert schon als großes Experiment einer modernen Staatsschöpfung und enormen Wirtschafts- und Kolonisationsleistung in unserer Zeit. Daß sich diese moderne Konstruktion

auf uraltem Kulturboden und vor dem Hintergrund einer vieltausendjährigen Geschichte erhebt, erhöht ihre Faszination. Ich kann nur wünschen, daß es vielen jungen Deutschen vergönnt ist, mit eigenen Augen in Israel zu sehen, was die Juden eigentlich sind und welch ungebrochene Kraft sie auch jetzt nach Jahrtausenden auf eigenem Boden entfalten. Aber wer dieses Israel gesehen hat, der hat eben noch nicht das Judentum überhaupt gesehen. Und er weiß noch wenig von dem, was es mit den Juden in Deutschland im Lauf einer fast 2000jährigen Geschichte auf sich hat.

Es ist das Verdienst der Stadt Köln, daß sie hier zu helfen versucht. Hier, in dieser Ausstellung, wird der Versuch gemacht, durch den Vorhang des Grauens hindurchzustößen und einen weiten Blick auf die Geschichte und Leistungen des deutschen Judentums in zwei Jahrtausenden zu ermöglichen. Sicher kann auch dieses Bemühen uns nicht befreien von bitterem Schmerz. Denn der Blick auf das, was war, bringt uns auch wieder vor Augen, was schließlich mörderisch vernichtet wurde. Dennoch ist es nicht der Sinn dieser Ausstellung, uns in Scham zu lähmen oder in schweigende Resignation zu banen. Sie unternimmt es vielmehr, die Distanz, die weite lastende Distanz zwischen den Deutschen und den Juden dadurch zu verringern, daß sie unseren Blick auf das uns „durch viele Jahrhunderte Verbindende“ richtet.

Daß dies nicht nur im Blick auf unsere jüngste Vergangenheit, sondern eben leider auch im Blick auf die lange Geschichte jüdisch-christlichen Zusammenlebens bitter notwendig ist, weiß jeder, der die Geschichte des Judentums auch nur ein wenig kennt. Die heranwachsende Generation in Deutschland wird vielleicht noch mehr als sonstwo in dem nicht in Israel wohnenden Juden einfach einen Auslandsisraeli sehen. Es mag sein, daß eine solche Auffassung da und dort auch im Staate Israel Anklang findet. Aber erstens trifft dies selten die Wahrheit, und zweitens ist damit das vor uns stehende Problem und die uns gestellte Aufgabe gar nicht gelöst. Denn sie erschöpft sich eben nicht darin, zwischen Deutschland und Israel brauchbare, normale und mit Gottes Hilfe auch einmal freundliche Beziehungen herzustellen. Ich bleibe zwar gegen allen respektablen und unrespektablen Widerspruch dabei, daß die uns einzig angemessene Lösung die ernsthafte Bemühung um die volle, also auch die *diplomatische Normalisierung unserer Beziehungen zu Israel* ist [Hervorhebung durch Red. d. FR]. Es ist nicht zu bestreiten, daß darin Risiken und Schwierigkeiten für uns liegen können. Sie müssen ins Auge gefaßt und dürfen nicht bagatellisiert werden. Aber auch dann, wenn man weiß, daß Politik nicht heißt, Doktrinen zu verfechten, sondern zweckmäßige Lösungen herbeizuführen — auch dann muß man wissen, was die Politik, jedenfalls die Politik des heutigen Deutschlands charaktervoll der Einsicht in ihren geschichtlichen Zusammenhang schuldig ist. Die Aufgabe, die uns mit dem Verhältnis zum Judentum gestellt ist, nimmt uns jedoch noch auf anderen Ebenen in Anspruch als der politisch-diplomatischen. Sie engagiert uns sehr persönlich auch als Christen und als Bürger gegenüber dem deutschen Mitbürger.

Eine der übelsten Folgen des alten, aus verschiedenen Wurzeln stammenden Antisemitismus war die generelle und grundsätzliche Diffamierung und Diskriminierung des jüdischen Mitbürgers. Dieser alte Antisemitismus hatte schon vor dem Aufkommen des Nationalsozialismus in manchen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens zerstörend gewirkt. Er hat dem Nationalsozialismus den Boden bereitet, auch wenn er sich mehr gesellschaftlich und konfessionell als rassistisch definierte.

Hier im staatsbürgerlichen und gesellschaftlichen Bereich sind wir denn auch am unmittelbarsten gefordert, taktvoll und tatkräftig unseren Beitrag zu leisten zur Überwindung alter und neuer Distanzen. Selbstverständlich kann und darf man dabei auch dem jüdischen Mitbürger gegenüber nicht einfach so tun, als ob nichts oder nicht viel gewesen wäre. Aber unsere Zeit verlangt mehr von uns als ein neues Abseits des jüdischen Mitbürgers, nur daß es jetzt mit kräftig unterstrichenem positiven Vorzeichen ausgestattet wird. Unser jüdischer Mitbürger